

MÜNCHENER THEOLOGISCHE ZEITSCHRIFT

26. Jahrgang

1975

Heft 1

Zur 100. Wiederkehr des Geburtstags von Martin Grabmann

(gest. am 9. Januar 1949)

Von Michael S c h m a u s , Gauting

Am 5. Januar 1975 jährte es zum hundertsten Male, daß Martin Grabmann in Winterzhofen bei Berching in der Oberpfalz als Sohn einfacher und gottesfürchtiger Bauerseheleute geboren wurde. Da Grabmann von 1918–1949 Professor für Dogmatik in der Theologischen Fakultät in München und außerdem seit 1920 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war, ist es wohl angebracht, ihm in der Münchener Theologischen Zeitschrift ein kurzes Gedenken zu widmen.

Grabmann gehört zu den bahnbrechenden Erforschern der mittelalterlichen Philosophie und Theologie sowie der theologischen Literaturgeschichte.

I.

Zunächst sei eine kurze Lebensgeschichte Grabmanns geboten. Sodann soll seine wissenschaftliche Tätigkeit und die bis zum heutigen Tag fortwirkende Aktualität seiner Forschungsergebnisse umrissen werden. Grabmann kam zum Studium durch seine Mutter. Er absolvierte das Humanistische Gymnasium in Eichstätt 1893 und schloß daran die übliche philosophisch-theologische Ausbildung für den Priesterberuf am damaligen bischöflichen Lyzeum, der heutigen Gesamt-

hochschule in Eichstätt. Von berühmten Thomisten dieser Hochschule wurde er während seines Studiums für Thomas von Aquin begeistert. Die Grundorientierung für seine lebenslängliche Forschungsarbeit empfing der Student von dem Dogmatiker Franz von Paula Morgott. Nach zweijähriger Seelsorgstätigkeit wurde Grabmann für die Erweiterung und Vertiefung seiner Studien im Jahre 1900 an das Priesterkolleg Anima in Rom geschickt. Hier hörte er Vorlesungen im Thomaskolleg der Dominikaner. Vor allem aber widmete er sich theologiegeschichtlichen Studien in der Vatikanischen Bibliothek. Dabei wurde der junge Forscher von zwei genialen wissenschaftlichen Persönlichkeiten gefördert, von dem päpstlichen Unterarchivar Heinrich Denifle (gest. in München 1905), sowie dem Präfekten der Vatikanischen Bibliothek Franz Ehrle. Dieser letztere ging den Differenzierungen des philosophischen und theologischen Denkens im Mittelalter nach und hat als erster den Unterschied zwischen der augustinischen und der aristotelischen Richtung des Mittelalters in das wissenschaftliche Bewußtsein der Forschung eingebracht. Von diesen beiden Gelehrten empfing Grabmann einen entscheidenden Hinweis für seine eigenen Arbeiten. Er wurde nämlich auf die Unentbehrlichkeit handschriftlicher Forschungen aufmerksam gemacht. Die Entdeckung und Untersuchung zahlreicher bis dahin unbekannter, ungedruckter Werke des Mittelalters oder auch die Feststellung der Autoren von bis dahin anonymen Schriften waren das Ergebnis dieser Methode. Nach zwei Jahren römischen Aufenthalts kam Grabmann mit einer beträchtlichen Ernte wieder nach Eichstätt zurück. Er wurde Spiritual in der Benediktinerinnenabtei St. Walburg. Er begann sogleich mit der Veröffentlichung wissenschaftlicher Untersuchungen.

Das hohe Ansehen, dessen sich der junge Gelehrte erfreute, kam sichtbar zum Ausdruck, als er von dem damaligen Bischof Leo von Mergel auf den dogmatischen Lehrstuhl der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Eichstätt berufen wurde. Damit kam Grabmann auf jenen Weg, den er selbst zwar nicht angestrebt hat, aber mit Freude gegangen ist, den er auch bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen sollte.

Im Wintersemester 1913 folgte er einem Ruf auf den Lehrstuhl für »Christliche Philosophie« in der Theologischen Fakultät der Universi-

tät Wien. Anlaß zu dieser Berufung war eine Arbeit, welche für die mittelalterliche Forschung heute noch grundlegende Bedeutung hat: Die 1909 und 1911 erschienenen zwei Bände »Die scholastische Methode in ihren Anfängen von der Väterliteratur bis zum beginnenden 13. Jahrhundert«. Das 13. Jahrhundert wollte Grabmann in einem dritten Band untersuchen. Dieser ist jedoch nie erschienen, wengleich er von Grabmann durch weitausgreifende, sehr erfolgreiche Vorarbeiten vorbereitet wurde. Die Universität Wien war für Grabmann auch deshalb bedeutsam, weil er dort mit dem gleichzeitig berufenen Rechtshistoriker und Kanonisten Eduard Eichmann, der ihm bis zu dessen Tode 1946 ein treuer Freund und Weggefährte geblieben ist, im gleichen Hause wohnte.

Im Herbst 1918 nahm Grabmann als Nachfolger des in diesem Jahre verstorbenen Münchener Professors Leonhart Atzberger einen Ruf auf den Lehrstuhl für die dogmatische Theologie in der Theologischen Fakultät der Universität München an. Eichmann war ihm schon Ostern zuvor nach München vorausgegangen. Grabmann hat sich zur Annahme der Professur in München auch deshalb entschlossen, weil er hoffte, in München enger mit dem Inhaber eines philosophischen Lehrstuhls, Clemens Baeumker, dem Begründer und Herausgeber der »Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters« zusammenarbeiten zu können. In München begann die fruchtbarste Forschungsperiode für Grabmann.

Im Jahre 1922 lehnte er einen Ruf an die neu errichtete Katholische Universität in Mailand ab, vor allem mit Rücksicht auf seine Arbeiten in der Handschriftenabteilung der Münchener Staatsbibliothek. Er konnte sich auch nicht entschließen, das Angebot der Münchener Philosophischen Fakultät anzunehmen, nach der Emeritierung von Clemens Baeumker dessen Nachfolge anzutreten. Nach Baeumkers Tod (1924) hat er, dessen Wunsch entsprechend, die Herausgabe der genannten Beiträge übernommen und »der Philosophie des Mittelalters« die Theologie hinzugefügt.

In München wurden Grabmann sehr bald wissenschaftliche Aufträge und Ehrungen verschiedener Art zuteil. Im Jahre 1920 wurde er zum o. Mitglied der Philosophisch-Historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt. In dieser hat er in fast

alljährlichen Vorträgen handschriftliche Funde und Forschungsergebnisse vorgelegt und veröffentlicht. Er wurde ferner als Vertreter der Bayerischen Akademie Mitglied der Zentralkommission der Monumenta Germaniae Historica sowie der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie. Weitere Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Gesellschaften kamen hinzu.

Durch seine Vorlesungen und seine Seminarübungen zog er viele Schüler an. Er hat sie alle mit großer Umsicht und Sorgfalt beraten, so sehr, daß es vielfach unbegreiflich erschien, wie er noch zu seinen eigenen umfangreichen wissenschaftlichen Aktivitäten kommen konnte. Es bildete sich eine über die ganze Welt, namentlich in Europa verbreitete »Grabmann-Schule«.

Als im Frühjahr 1939 von der NS-Regierung die Theologische Fakultät in München geschlossen wurde, widmete sich Grabmann ausschließlich der Forschungstätigkeit. Als im Frühsommer 1943 auch die Staatsbibliothek in München von den Bomben getroffen wurde, zog er auf Einladung seines Schülers und Freundes, des Bischofs Michael Rackl, mit seiner großen Fachbibliothek nach Eichstätt. Dort konnte er in fast ungestörter Ruhe weiter arbeiten. Außerdem wurde seine Bibliothek gerettet. Grabmann vermachte sie zum großen Teil testamentarisch dem Dogmatischen Seminar in München. Sie wurde der Grundstock des 1954 gegründeten »Grabmann-Instituts« in der Theologischen Fakultät in München.

Nach Kriegsende wurde Grabmann reaktiviert. Im Jahre 1946/47 hielt er noch einmal theologische Vorlesungen, und zwar im Schloß Fürstenried, in welchem damals die wiedereröffnete Theologische Fakultät vorübergehend untergebracht war. Seine Lebenskraft war indes erschöpft. Er starb nach einem sich mehrfach wiederholenden Herzinfarkt in Eichstätt am 9. Januar 1949.

II.

In einem zweiten Teil dieses Gedenkblattes soll das wissenschaftliche Werk Grabmanns gewürdigt werden. Es ist nicht möglich, die zahlreichen Veröffentlichungen des Gelehrten anzuführen. Hierfür

reicht der zur Verfügung stehende Raum nicht aus. Man kann jedoch ein Verzeichnis sämtlicher aus der Feder Grabmanns stammender Schriften, nach Erscheinungsjahren geordnet, nachlesen in dem dritten Band des großen Werkes »Mittelalterliches Geistesleben«. In dessen 3. Band hat Ludwig Ott die von Grabmann selbst für den Druck noch vorbereiteten, aber nicht mehr veröffentlichten Aufsätze publiziert und das genannte Schriftenverzeichnis beigegeben.

Zur theologiegeschichtlichen Einordnung der Grabmannschen Forschungstätigkeit sei darauf aufmerksam gemacht, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein für die katholische Theologie entscheidendes Ereignis eingetreten ist. Es bestand darin, daß die Tübinger Theologische Schule zu Ende ging und eine neue theologische Methode auf das Feld trat, die sogenannte Neuscholastik, das heißt, der Versuch der Wiederbelebung der mittelalterlichen Philosophie und Theologie, namentlich der Gedankenwelt des heiligen Thomas von Aquin, dessen 700. Todestag im vergangenen Jahr in zahlreichen Vorträgen und Tagungen begangen wurde.

Zunächst sind im vergangenen Jahrhundert allerdings nicht die Schriften des Thomas von Aquin neu herausgekommen, sondern die Werke Bonaventuras, und zwar in einer hervorragenden Edition.

Die großen geschichtlichen Schrittmacher waren u. a. die schon genannten Gelehrten Franz Ehrle und Heinrich Denifle. Zu ihnen gesellte sich bald der Eichstätter Martin Grabmann. In der Mitte seiner Forschungsarbeit stand Thomas von Aquin. Von ihm blieb er seit seiner Eichstätter Studienzeit während seines ganzen Lebens fasziniert. Thomas von Aquin steht in der Mitte seiner weitgestreuten, ausgreifenden Forschungstätigkeit. Zunächst trat er nur mit kleineren, aber aus gründlicher Erkenntnis hervorgegangenen Schriften über Thomas hervor. Insbesondere hat ihn dessen Philosophie, am meisten die thomastische Seinslehre, aber auch die Erkenntnislehre und Ethik des Aquinaten interessiert. Dessen Theologie trat demgegenüber in den Untersuchungen Grabmanns etwas zurück. Grabmann wollte mit seinen kleineren Schriften, die er von 1912 ab veröffentlichte, auch weiteren Kreisen durch allgemein verständliche Darstellung Thomas nahe bringen. Dies scheint ihm auch in hohem Maße gelungen zu sein. Denn diese kleine Schriften erlebten immer wieder neue Auflagen und wur-

den in viele Sprachen übersetzt, auch in das Japanische. Sie strahlen jene Wärme aus und besitzen jene kaum überbietbare Genauigkeit, die für Grabmanns Schriften charakteristisch waren. Grabmann hat in die jeweils neue Auflage die neuen Forschungsergebnisse eingearbeitet. Wir wollen uns in diesem Aufsatz darauf beschränken, die Methode Grabmanns zu charakterisieren und an einigen Beispielen zu illustrieren.

Bestimmend war für ihn und für alle seine Schriften von den ersten bis zu den letzten die genetische Methode, welche er unter dem Einfluß der großen Anreger Ehrle und Denifle anwandte. Sie hatte gewissermaßen eine doppelte Straße. Einmal untersuchte Grabmann das Werden und das Wachsen der thomasischen Theologie und Philosophie selbst, und zwar mit äußerster Präzision. Es stellte sich dabei heraus, daß Thomas von einem mehr augustinischen zu einem fast ausschließlich aristotelischen, in seiner höchsten Aufgipfelung wieder augustini-schen Denken, etwas übertrieben gesagt, von einer mehr sakralen zu einer theologisch-welthaften Denkweise voranschritt. Außerdem zeigte sich durch eine sorgfältige Untersuchung, daß Thomas keineswegs, wie man im Neuthomismus meist annahm (es gibt berühmte Ausnahmen), statisch dachte, daß vielmehr seine philosophischen und theologischen Bemühungen eine starke dynamische Komponente hatten, die allerdings so implizit vorhanden war, daß sie übersehen werden konnte.

Der zweite Weg dieser genetischen Betrachtungsweise führte Grabmann zu der Frage nach der theologischen Vorzeit und Nachwelt des Thomas von Aquin. Er war bei aller Hochschätzung dieses bedeutungsvollsten mittelalterlichsten Denkers davon überzeugt, daß auch er ein Kind seiner Zeit, wenngleich ein seine Zeit weit überragendes, gewesen ist.

Aus der Erkenntnis heraus, daß man Thomas von Aquin nur verstehen kann, wenn man ihn in dieser doppelten Weise genetisch interpretiert, kam Grabmann zu jenen Werken, die seinen wissenschaftlichen Ruhm schon in seiner Anfangszeit begründeten. Vor allem ist zu nennen sein von seinem Lehrer Morgott angeregtes Buch »Die Kirche als Gotteswerk« (1903), welches auch heute noch trotz der zahllosen inzwischen erschienenen ekklesiologischen Abhandlungen lesenswert ist. Sodann das schon genannte zweibändige Buch »Die Ge-

schichte der scholastischen Methode«, das in unverändertem Neudruck 1959 wieder aufgelegt wurde. Dieses Buch setzt ein mit den Kirchenvätern, vor allem mit Augustinus und Boethius, und erstreckt sich bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts. Da Grabmann die Eigenart der wissenschaftlichen Physiognomie der von ihm besprochenen Autoren sehr stark profiliert, wurden schon in diesen zwei Bänden vielfach der Unterschied und die Selbständigkeit und die Originalität des Thomas deutlich. In einem dritten Band wollte Grabmann genau zeigen, in wie hohem oder geringem Maße Thomas von Aquin von seinen Vorgängern profitiert hat, wie weit er also schöpferisch war und wie weit er traditionsgetreu gewesen ist. Wenn es zu diesem Band nicht mehr gekommen ist, so lag der Grund nicht in dem Mangel an systematischer Kraft Grabmanns, sondern in seiner Überzeugung, daß für ein wirklichkeitsgetreues Verständnis des Thomas weitausholende Voruntersuchungen bezüglich der philosophisch-theologischen Situation im 13. Jahrhundert notwendig waren. Dem gleichen, genetisch-wissenschaftlichen Interesse entsprangen auch die Monographien, in denen Grabmann Einzelprobleme, namentlich erkenntnistheoretische und psychologische Fragen in ihrer Entwicklung vor Thomas und in ihrem Unterschied zu Thomas untersucht hat.

Grabmann hat das Neue, das Thomas brachte, das aber schon mit seinem Lehrer Albert dem Großen einsetzte, mit Nachdruck herausgearbeitet. Auf der anderen Seite jedoch hat er nicht nur betont, daß Thomas von Aquin keineswegs, wie man gelegentlich lesen oder hören kann, ein philosophischer oder theologischer Revolutionär war. Er hat auch hervorgehoben, daß Thomas trotz der Neuansätze in Philosophie und Theologie nicht nur im gemeinsamen christlichen Glauben, sondern auch durch zahlreiche theologische Erklärungen im einzelnen mit der Vorzeit, besonders mit Augustinus und den mehr konservativen Kreisen seiner Zeit, z. B. mit Bonaventura, verbunden war. Grabmann meint gelegentlich (vielleicht in einer zu versöhnlichen Schau), daß gerade in besonders wichtigen theologischen Fragen Thomas und Bonaventura trotz tiefgreifender Unterschiede die gleichen Wege gehen.

Was die zweite Art der genetischen Erklärung betrifft, gewissermaßen die binnenthomasische, so hat Grabmann hierfür in äußerst

mühseligen Untersuchungen ein Standardwerk geschaffen, welches bis zum heutigen Tag für jede Thomasforschung unentbehrlich ist, das Buch über die echten Schriften des Aquinaten. Es ist ursprünglich angeregt durch ein ähnlich lautendes französisches Werk des Dominikaners Pierre Mandonnet. Grabmann weicht von dessen Anschauungen in hohem Maße ab. Es gab natürlich nie Streit über die großen Thomasschriften. Sie waren in ihrer Echtheit nie umkämpft. Es handelte sich vielmehr um die sogenannten Opuscula des Thomas, um die Kleinschriften. Der Unterschied zwischen den beiden Forschern lag in ihrer Methode. Der Franzose verwendete als Grundlage seiner Zuweisung an Thomas den Katalog des Bartolomeus von Capua (1248 bis 1326), dem allein er offizielle und spezifische Bedeutung beimaß. Allen Werken, die in diesem Katalog fehlen, sprach er die Echtheit ab. Grabmann bestritt mit ausführlicher Begründung die Legitimität dieses Vorgehens. Nach seiner Meinung mußten für die Entscheidung der Echtheitsfragen auch alle übrigen alten Verzeichnisse der thomasischen Schriften, die zum Teil sogar älteren Ursprungs sind als der eben genannte Katalog, herangezogen werden sowie die gesamte gedruckte und ungedruckte Überlieferung der einzelnen Thomasschriften. Das Ergebnis seiner Methode legte er im Jahre 1931 in dem berühmten Buch vor »Die Werke des Heiligen Thomas von Aquin. Eine literarhistorische Untersuchung und Einführung«. Das Werk erfuhr nach dem Tod Grabmanns eine von L. Ott besorgte 3. Auflage mit einzelnen inzwischen notwendig gewordenen Korrekturen. Diese Auflage wurde 1967 in fotomechanischem Nachdruck wiederhergestellt (mit der inzwischen angefallenen, von R. Heinzmann beigegebenen Literatur) und bildet eine verlässliche Grundlage für jede inhaltliche Untersuchung des thomasischen Denkens. Als Anhang fügte er in einem ergänzenden Gegenstück einen Katalog von apokryphen, das heißt unechten Thomasschriften an.

Die Mühe, die Grabmann auf die Frage der Echtheit oder Unechtheit auch der kleinen Thomasschriften verwendete, hatte ihren Grund nicht nur in wissenschaftlicher Neugierde, sondern in der aus langem Thomasstudium erwachsenen Einsicht, daß die großen Thomasschriften, insbesondere die *Summa Theologiae*, aber auch die *Summa contra gentiles* infolge der knappen zusammenfassenden Sprache vielfach in

ihrer Tiefe und Tragweite nicht verstanden werden können, wenn nicht die neben ihnen einherlaufenden, die einzelnen Probleme in breiter Ausladung behandelnden Werke mitstudiert werden.

Die genetische Befragung des thomasischen Denkens führte naturgemäß auch zur Untersuchung der Nachzeit, das heißt, der Wirkungsgeschichte des Thomas von Aquin. Zunächst sei betont, daß sich seine Ansichten vielfach von denen seiner Zeitgenossen, namentlich von Bonaventura, trotz tiefer Verwandtschaften nicht nur stark abheben, sondern daß sich aus diesen Verschiedenheiten auch verschiedene »Schulen« herleiten. Bonaventura und Thomas waren gleichzeitig Professoren in Paris. Es soll jedoch hervorgehoben werden, und zwar entgegen manchen allzu unbefangenen Meinungen, daß wir kein zeitgenössisches Zeugnis dafür haben, daß die beiden über ihre Kollegialität hinaus in besonderer Freundschaft verbunden waren. Es ist bedeutungsvoll, daß Bonaventura als Ordensgeneral seinen Sitz in Paris hatte und daher nach seinem Ausscheiden aus dem nur wenige Jahre von ihm ausgeübten Lehramt die Vorgänge an der Universität aus der Nähe beobachten und zweifellos auch auf sie Einfluß nehmen konnte, soweit es sich um Dozenten aus dem Franziskanerorden handelte.

Es wird sich sogleich zeigen, daß Thomas in heftige wissenschaftliche Kämpfe verwickelt wurde, die nach der Ansicht mancher seiner Zeitgenossen nicht bloß die theologische Erklärung des Glaubens, sondern den Glauben selbst betrafen. Die in der Hitze der Gefechte verfaßten Streitschriften lassen die Meinung des Thomas nicht immer mit voller Deutlichkeit erkennen, wie Grabmann für manche, und zwar wichtige, Probleme, etwa für die Frage des Unterschieds von Wesen und Existenz oder für die Erkenntnistheorie zeigte. Es führt jedoch weiter, wenn man die Schüler und die Anhänger des Thomas zu Rate zieht. Die meisten von diesen waren bis zu den Forschungen Grabmanns unbekannt, da sie ungedruckt in den europäischen Bibliotheken ein Schlummerdasein führten. Grabmann entdeckte ganze Thomasschulen, gewissermaßen die Anfänge des »Thomismus«, und untersuchte deren Interpretation des großen Meisters. Für das Thomasverständnis sind naturgemäß die Ausführungen und die Verteidigungen von seiten seiner Schüler von großem Gewicht.

Grabmann hat eine ganze Reihe von kleineren oder größeren Tex-

ten aus den verschiedenen Thomasschulen publiziert, so daß man in entscheidenden Fragen nachprüfen kann, wie die Schüler den Lehrer verstanden haben.

Die Forschungen der nachthomasischen Zeit führten Grabmann zu weitgestreuten Untersuchungen auch auf anderen Gebieten als auf dem der Theologie und der Philosophie, z. B. der Mystik, insbesondere des Meisters Ekkart oder der Sprachlogik. Die Auswertung der handschriftlichen Überlieferung führte auch auf diesem Gebiet zu überraschenden Erkenntnissen, so z. B., daß Albert der Große nicht der Verfasser des berühmten Büchleins »De adhaerendo deo« ist. So wurde Albert durch Grabmanns Forschungen ein Schimmer von seinem Ruhmesglanz weggezogen und auf einen kleineren gelegt. Er heißt Johannes van Kastl. Im Verfolg seiner Untersuchungen führte ihn der Weg auch zu Dante. Ja, er schrieb darüber hinaus auf der Grundlage eines von Scheeben herausgegebenen Werkes eine Geschichte der theologischen Literatur vom Ausgang der Väterzeit bis zur Gegenwart.

III.

Mit der genetischen Betrachtungsweise verband sich ein anderes äußerst wichtiges, ja fundamentales Element der Grabmannschen Forschung. Durch seine Begegnung mit Heinrich Denifle und Franz Ehrle wurde er, wie in diesem Aufsatz schon mehrfach betont wurde, auf die große Bedeutung der noch nicht gedruckten Schriften mittelalterlicher Philosophen und Theologen aufmerksam. Er hat unzählige, nur in Handschriften erhaltene mittelalterliche Schriften ans Licht gebracht. Gerade diese von ihm entdeckten und zum Teil edierten Werke ließen das Mittelalter als eine geistig außerordentlich bewegte Zeit erscheinen. Es herrschte eine ungewöhnliche geistige Fruchtbarkeit. Man kann sie infolge der Vielfalt der Publikationen, aber auch wegen der Pluralität der Meinungen nicht mit Unrecht mit unserer Gegenwart vergleichen. Grabmann hatte gewissermaßen ähnlich wie Denifle einen sechsten Sinn für solche Werke, die nur in Handschriften überliefert, aber wert sind, bekanntgemacht und nach den Regeln kritischer Edition der Forschung zugänglich gemacht zu werden. Grabmann ge-

langen in diesem Bereiche Funde über Funde. Viele von ihnen trug er in den monatlichen Sitzungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vor und veröffentlichte sie von 1921–1944 in den Sitzungsberichten und in den Abhandlungen der Bayerischen und auch der Preußischen Akademie der Wissenschaften.

Dabei ist es vor allem *ein* gewaltiges Feld, in dem er sich souverän bewegte, nämlich das Feld der Übersetzungen und Kommentierungen des Aristoteles im Mittelalter. Bis zum Vordringen des Aristoteles im 12. Jahrhundert waren es Plato, Plotin, Proklos, deren Gedanken sich die christliche Theologie einverleibte. Vermittelt wurde das platonisch-neuplatonische Erbe an die Theologie weithin durch eine geheimnisvolle, bis heute nicht mit Sicherheit identifizierte Persönlichkeit, die um 500 n. Chr. lebte und schrieb, durch Pseudo-Dionysius von Areopag. Übertragungen und Interpretationen des Aristoteles sind der mittelalterlichen Welt auf dem Wege über Sizilien, und zwar unmittelbar aus dem Griechischen, und auf dem Wege über Spanien, und zwar mittelbar aus dem Arabischen, zugeflossen. Man muß bedenken, daß die Araber einen großen Teil Spaniens bis weit in das Mittelalter hinein besetzt hielten und daß damals das Arabische eine Weltsprache war.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts gab es zwei wesentlich verschiedene Strömungen im Verständnis des Aristoteles: Eine solche, welche nach der Meinung des Thomas von Aquin und seines Lehrers Albert zum Aufbau und zum Ausbau einer christlichen Theologie verwendet werden konnte und nach den Bedürfnissen der Zeit auch verwendet werden mußte, und eine andere sich auf den arabischen Philosophen Averroes zurückführende Richtung, welche man häretisch, mindestens aber einseitig nennen muß. In den 60er Jahren des 13. Jahrhunderts stießen diese beiden Richtungen nach einigen vorausgehenden Plänkeleien an der Universität Paris in aller Schärfe aufeinander.

Bis dahin gab es an der Universität Paris, ja im christlichen Abendland keine Philosophie im eigentlichen und technischen Sinn. Es gab eine wesentlich von Augustinus geprägte und daher im ganzen neuplatonisch und zugleich christlich orientierte, aber auch von einigen aristotelischen Gedanken durchdrungene Weisheitslehre. Auch eine Theologie im Sinne einer Universitätswissenschaft war bis dahin nicht

entwickelt. Die auf Augustinus und auf Plato sowie den Neuplatonismus setzenden Theologen und auch viele in der Artistenfakultät, unserer Philosophischen Fakultät, lehrenden Philosophen unterschieden nicht zwischen dem von Thomas und Albertus Magnus vertretenen Aristotelismus einerseits und dem averroistischen, dem häretischen Aristotelismus andererseits. So kam Thomas in den Verdacht, averroistische, häretische Thesen zu lehren. Der Streit nahm um 1270 so heftige Formen an, daß Thomas von Aquin im Jahre 1272 von seinem Orden aus Paris, wohin er 1269 ein zweites Mal geschickt worden war, wieder zurückgezogen werden mußte. Die Auseinandersetzungen waren nicht ohne Gewicht. Von den Averroisten wurde zum Beispiel behauptet, daß die Theologen nichts wissen könnten, was über das Wissen der Philosophen hinausgehe, oder daß die Philosophie imstande sei, das Glück des Menschen zu bringen und die Theologie daher ausfallen könne.

Schon vor Grabmann war man über diese verschiedenen aristotelischen Bewegungen einigermaßen unterrichtet, vor allem durch den französischen Forscher Mandonnet. Der Hauptvertreter der averroistischen Richtung war Siger von Brabant. Ihm hat Mandonnet eine Untersuchung gewidmet. Dabei war er der Meinung, sämtliche Schriften dieses Philosophen benützt zu haben. Grabmann entdeckte jedoch durch einen besonders glücklichen Fund in der Bayerischen Staatsbibliothek – es war der Hauptfund seines Lebens – so viele Werke des Siger, daß sie den von Mandonnet benützten und veröffentlichten Bestand an Umfang weit übertrafen. Grabmann hat damals auf die Auswertung seiner Entdeckung, die er in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mitteilte, verzichtet und sie dem Institut Supérieur in Löwen überlassen. Es war Ferdinand van Steenberghen mit seinen Schülern, der diese Forschung unternahm und zu äußerst wichtigen Ergebnissen gelangte. Grabmann hat jedoch auch selbst die Frage des averroistischen Aristotelismus weiterverfolgt. Er hat die Aristoteleskommentare des heiligen Thomas und zahlreiche andere Kommentare dieser Art, averroistische und nicht averroistische, und zwar zum größten Teil ungedruckte oder bis dahin sogar unbekannte, entdeckt und untersucht und hierüber regelmäßig in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften berichtet. Das vorhin schon erwähnte Grabmann-

Institut hielt es für nützlich, mit Genehmigung der Verwaltung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften diese Vorträge, die zum Teil schon vergriffen sind, in einer Gesamtausgabe von zwei Bänden in einem anastatischen Neudruck zu edieren. Dies hat nicht nur den Vorteil, daß sie wieder alle zugänglich sind, sondern daß man auch die von Grabmann verwendeten, aus allen europäischen Bibliotheken (nur nicht aus England) stammenden Handschriften, die von Grabmann genannten Namen und Orte in den Indices der beiden Bände finden und auswerten kann. Die Betreuung der Bände hat dankenswerterweise der Verlag Schöningh in Paderborn übernommen.

Die Gegensätzlichkeit der aristotelischen Richtungen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts führte zu sehr wichtigen Forschungsergebnissen, die man keineswegs von vorneherein erwarten konnte, die Grabmann auch selbst nicht formell ausgesprochen hat, die aber ohne ihn nicht hätten gewonnen werden können, die ihm also gewissermaßen in einer impliziten Weise zugesprochen werden können. Wir können den Sachverhalt folgendermaßen erklären.

Es mag auffallen, daß Grabmann, der wie Thomas selbst primär Theologe war und sein wollte, und zwar ein von der Theologie ganz und gar durchdrungener Theologe, einen ungewöhnlich großen Teil seiner Forschungstätigkeit, ja seiner Lebensarbeit den mittelalterlichen Übersetzungen und Kommentaren zu Aristoteles gewidmet hat. Man kann daraus ein Zweifaches erkennen: Grabmann war der Überzeugung, daß man Thomas von Aquin nicht verstehen kann ohne ein gründliches Aristotelesverständnis. Dabei beunruhigte ihn in keiner Weise die heute vielfältig ausgesprochene Sorge, daß durch den Einbau des aristotelischen Seinsdenkens die vor allem geschichtlich vorgehende Heilige Schrift falsch interpretiert, daß also die Theologie verdorben werden könnte. Offenbar war auch Thomas von Aquin von dieser Sorge nicht bedrängt. Im übrigen fehlt bei Thomas, wie die gegenwärtige Forschung zeigt, die der Heiligen Schrift eigentümliche heilsgeschichtliche Sicht nicht vollständig.

Dem Theologen Thomas von Aquin bot Aristoteles umgekehrt viele Hilfen, um die in der Heiligen Schrift trotz ihres geschichtlichen Charakters enthaltenen, ja schlechterdings unvermeidlichen Begriffe tiefer zu verstehen. Grabmann zeigt, in welchem Maße dabei die aristoteli-

schen Begriffe von Thomas für den Gebrauch der Theologie zugerichtet wurden, in welchem Maße sie also verwandelt wurden. Mit größtem Nachdruck hat er auch darauf hingewiesen, daß Thomas von Aquin den analogen Charakter aller in der Theologie verwendeten Begriffe betonte, und zwar vor allem im aristotelischen Verständnis der Analogie, wenngleich der platonische Gebrauch der Analogie bei Thomas nicht einfachhin fehlt.

Die Verwendung der aristotelischen Philosophie führte jedoch noch zu einem anderen, nicht zu überschätzenden Ergebnis. Im Unterschied zu Bonaventura hat Thomas von Aquin der menschlichen Vernunft infolge ihrer Erschaffenheit durch Gott eine solche Eigenständigkeit und Eigenfähigkeit zuerkannt, daß sie auch ohne die spezifische göttliche Offenbarung ein gedankliches Ganzes über die Welt ausarbeiten kann, das heißt, daß sie eine Philosophie schaffen kann. Es war, wie Grabmann zeigte, für Thomas von Aquin geradezu ein Element des Glaubens, daß die Vernunft imstande ist, eine ohne Offenbarungsquellen vorgehende Welterklärung zu bieten. Grabmann hat in ebenso prägnanten wie tiefen Ausführungen die Kernthesen der von Thomas entwickelten Philosophie dargestellt. In ihrer Mitte steht der Seinsbegriff. Grabmann entwickelt in seiner Interpretation, daß Thomas mit seiner Erklärung des Seinsbegriffes eine originale Leistung vollbrachte. Das Sein der Geschöpfe wird von ihm als Akt verstanden, durch welchen das geschaffene Seiende existiert.

Wenn man die von Thomas betonte Eigenständigkeit der Vernunft eine Emanzipation vom Glauben nennen will, so ist damit zwar ein richtiges Element angedeutet, aber doch nicht genau gekennzeichnet. So sehr Thomas von Aquin im Gegensatz zu Bonaventura überzeugt war, daß die Vernunft ein philosophisches System auszuarbeiten vermag, so war er doch ebenso sehr überzeugt, daß dies nicht im Widerspruch zum Glauben stehen kann. Von Thomas führt, wie Grabmann überzeugend nachwies, keine bruchlose Straße zu Kant. Wohl aber vertrat Thomas von Aquin mit Albert dem Großen die These, daß man in Glaubensfragen die Evangelien und den heiligen Paulus befragen müsse, daß man in Krankheitsfällen Galen zu Rate ziehen solle, daß man in naturwissenschaftlichen Fragen sich bei den Sachverständigen der Natur erkundigen müsse. Es lag Grabmann am Her-

zen, diese von Albertus gebrauchten Formulierungen ihrem Inhalt nach auch als thomasisches Gedankengut zu erweisen.

Die von Thomas von Aquin zum ersten Mal innerhalb der christlichen Welt entwickelte Philosophie, die nicht nur einzelne philosophische Brocken enthielt, sondern ein philosophisches Ganzes darstellt, hat auch für die Theologie hohe Bedeutung. Wie Grabmann in seinem letzten großen Werk, nämlich in der Erklärung des »Kommentars des heiligen Thomas zu dem Buche des Boethius *De trinitate*« betont, war Thomas von Aquin der Überzeugung, daß die Theologie zwar eine Universitätswissenschaft sei, daß sich dies mit guten Gründen beweisen lasse, daß sie aber eine ganz andere Methode befolgen müsse als die Philosophie, und zwar deshalb, weil sie ihre Prinzipien unmittelbar der Teilnahme an der Erkenntnis des sich offenbarenden Gottes verdankt. Gott selbst muß diese Erkenntnis dem Menschen einprägen, damit es zu dem inhaltlich bestimmten Glauben kommen kann. Der Begriff der Teilnahme gibt Grabmann die Möglichkeit, den prinzipiellen Unterschied zwischen der Denkweise des heiligen Thomas und des heiligen Bonaventura aufzudecken. Die erste kann man die kausale, die zweite die symbolische nennen, wobei allerdings von der einen zur anderen Brücken hin und her gehen. In der Theologie wird der in der Teilnahme an Gottes Selbsterkenntnis inhaltlich bestimmte Glaube reflektiert. Dies bringt es mit sich, daß nur der in Glauben mit Gott verbundene Mensch aussichtsreich Theologie treiben kann. Thomas setzt die ethisch-religiöse Grundhaltung als unentbehrliche Grundlage für die theologische Kenntnis voraus. Grabmann geht gerade diesen Ausführungen des heiligen Thomas mit besonderer Ausführlichkeit und Interessiertheit nach. Dabei bestreitet weder Thomas noch Grabmann, daß zur Theologie der Streit um die rechte Auslegung des Wortes Gottes gehört. Es sei beispielshalber verwiesen auf die Frage nach der Zeithaftigkeit oder der Ewigkeit der Welt. Während Bonaventura sehr bestimmt behauptet, die Zeitlichkeit der Welt lasse sich mit den Mitteln der menschlichen Vernunft beweisen, vertrat Thomas die Überzeugung, die Zeithaftigkeit bzw. der Anfang der Welt könne nur aus der Offenbarung gewußt werden.

Wenn man fragt, was das Bleibende in der Forschungsarbeit Grabmanns ist, so kann man auf den ersten Blick den Eindruck ge-

winnen, daß Grabmann zahllose Einzelheiten in der Welt der Gelehrsamkeit aufgedeckt hat, daß aber seine einzelnen Forschungsergebnisse vielfach keinen rechten Zusammenhang darstellen. Bei näherem Zusehen erweist sich jedoch eine solche Vorstellung als vollkommen verfehlt. Was immer Grabmann geschrieben hat, wird sowohl in systematischer als auch in historischer Hinsicht durch seine Liebe zu Thomas von Aquin zusammengehalten, der einen Mitte aller seiner kaum mehr überblickbaren Veröffentlichungen. Sein gewaltiges Opus zeigt, daß für das Verständnis der Theologie, die das Hauptanliegen von Thomas war, auch die weltlichen Disziplinen, die Metaphysik, die Logik, die Sprachlogik, die Naturphilosophie eingesetzt werden müssen, daß sie gleichsam einen weltlichen *locus theologicus* bilden.

So werden der Unterschied und der Zusammenhang von Philosophie und Theologie, die Eigenständigkeit der einen und die Eigenständigkeit der anderen ins Licht gesetzt. Es darf ferner auf folgendes aufmerksam gemacht werden. Durch Grabmanns Forschung ist die Kontinuität zwischen dem griechischen Denken der platonischen, aber auch der aristotelischen Philosophie und der biblischen Offenbarung aufgedeckt worden, ohne daß die Heilige Schrift, die für den christlichen Theologen fundamental ist, eine Einebnung oder Einbuße zu erleiden hätte. Die Heilige Schrift bewahrt in dieser Gesamtsicht für den Theologen ihre führende Stellung. Grabmann hat mit Recht hervorgehoben, daß der gleiche Thomas, der zu fast allen aristotelischen Schriften Kommentare verfaßte, ebenso zu den meisten Büchern der Heiligen Schrift Kommentare geschrieben hat. Ferner wird in den Forschungen Grabmanns, wenigstens im Prinzip, die Dynamik der thomasischen Theologie spürbar. Es soll nicht verschwiegen werden, daß das von Grabmann dargebotene Material vielfach noch der Auswertung bedarf und daß auch Grabmann mit seinem geradezu märchenhaften Gedächtnis erfahren mußte, daß hin und wieder eine Notiz auf einem Blatt Papier zuverlässiger ist als das beste Gedächtnis. So hat Grabmann nicht nur viele Erkenntnisse hinterlassen, die uns das Mittelalter in einem neuen Licht zeigen, sondern auch zahlreiche Anstöße gegeben, die für die Lösung heutiger Probleme fruchtbar gemacht werden können.